

Gedenkblatt*).

Georg Büchmann wurde geboren zu Berlin am 4. Januar des Jahres 1822. Er besuchte daselbst das Joachimsthalsche Gymnasium bis zum Jahre 1841, besonders gefördert durch die trefflichen Pädagogen August Meineke und Ludwig Wiese, und er studierte, ebenfalls in Berlin, anfänglich Theologie, bald aber, angezogen durch Boeckh und Panofka, klassische Philologie und Archäologie bis zum Jahre 1844.

Durch die damals noch herrschende Hegelsche Philosophie gewann er früh eine glänzende Dialektik. Die Jugendgenossen wissen von seiner Redegewandtheit und von seinem schlagenden Witz zu berichten; doch trieb er keinen Missbrauch mit diesen Gaben, denn sein bester Freund aus jenen und späteren Tagen schreibt über ihn: „Mit der Freude an seinem Schaffen vereinte er die anspruchloseste Bescheidenheit. Streng gegen sich selbst, war er liebevoll gegen andere, anerkennend und voll Wohlwollen. Nur der Lüge und hohlen Phrase, oder der Unduldsamkeit gegenüber konnte er schroff werden.“

Nach Absolvierung der Universität nahm Büchmann in der Nähe von Warschau eine Hauslehrerstelle an, erlernte dort die polnische Sprache und erwarb sich im Oktober 1845 in Erlangen den philosophischen Doktorgrad auf Grund seiner Dissertation „Über die charakte-

*) Das Gedenkblatt für Georg Büchmann schrieb Walter Robertstornow; den Lebensabriss Robertstornows verfasste Dr. Georg Thouret.

ristischen Differenzen zwischen den germanischen und slawischen Sprachstämmen“. Demnächst ging er nach Paris, befestigte seine Kenntnisse in der französischen Sprache und gab Unterricht an einem dortigen Institut.

Im Jahre 1848 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, machte Büchmann das Lehrerexamen, erledigte das Probejahr am „Collège“ und wurde, nachdem er drei Jahre lang an der Saldernschen Realschule zu Brandenburg a. d. Havel unterrichtet hatte, im April 1854 Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Gewerbeschule in Berlin. Hier gehörte er dreiundzwanzig und ein halbes Jahr hindurch zu den geachtetsten Lehrkräften und zählte in der von Professor Herrig gegründeten „Gesellschaft für neuere Sprachen“ zu den Leitsternen.

Hervorragend war Georg Büchmanns Leichtigkeit in der Aneignung lebender Sprachen. Das Griechische, Hebräische und Lateinische trieb er lediglich in den Jugendjahren (nur dass er letzteres noch in seinen romanischen Abzweigungen, besonders im Provençalischen, eifrig verfolgte), wählte dann das Französische und Englische zu seinem Spezialstudium und Lehrgegenstand und machte sich daneben vertraut mit dem Spanischen, Italienischen, Polnischen, Dänischen und Schwedischen. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er gelegentlich nieder in Schulprogrammen und Zeitschriften. So findet sich in den Programmen der Saldernschen Realschule ausser seiner obenerwähnten Doktordissertation eine Abhandlung „Über Wort- und Satzfügung im Neuschwedischen“, in dem Jahresbericht für 1858 der Berliner Gewerbeschule ein feinsinniger Essay über Longfellow und im Herrigschen „Archiv“ eine vielbelobte Arbeit „Beiträge zur englischen Lexikographie“. Ferner hatte er den wesentlichsten Anteil an der Neubearbeitung zur sechzigsten Auflage des französischen Wörterbuches von Thibaut, die er mit Wüllenweber herausgab.

Auf weitere Kreise suchte Georg Büchmann zu wirken, als er mit seinem Schulfreunde Leberecht Pomtow eine Reihe anmutiger „Märchen“ herausgab, deren einige noch heute in Sammlungen fortleben. Auch hielt er am 22. Januar 1862 im Saale des Berliner Schauspielhauses einen zündenden Vortrag „Über den Berliner Adresskalender“, worin er seine vielseitige Sprachkenntnis zur Erklärung der üblichsten und der seltsamsten Familiennamen benutzte. Aber das Gebiet seiner eigensten Befähigung ging ihm erst auf, als er die Bekanntschaft zweier Werke machte, in denen Engländer und Franzosen ihren Reichtum an landesüblichen Citaten auszubreiten versuchten.

Diese Bücher führen den Titel: „Handbook of Familiar Quotations, chiefly from English Authors“ (by J. R. P.). A new Edition. London 1853 — und: „L'Esprit des Autres“ recueilli et raconté par Édouard Fournier. Paris 1855. Sie regten Georg Büchmanns launiges Naturell und seinen durch grosse Belesenheit unterstützten Scharfsinn zu Forschungen an über die geistige Scheidemünze aus aller Herren Ländern, welche in Deutschland umläuft. Bald gelang es ihm, seine Vorgänger durch Stofffülle und Zuverlässigkeit weit zu übertreffen.

Zunächst hielt Büchmann nun im Herrigschen Verein, 1863, einen Vortrag über „gefälschte Citate“ und er sprach dann, 1864, im Saale des Berliner Schauspielhauses über „landläufige Citate“ im allgemeinen, denen er in bestimmter, erweiterter Auffassung (vgl. die Einleitung) bei dieser Gelegenheit den seitdem weltbekannten Namen „Geflügelte Worte“ gab. In demselben Jahre noch erschien im bescheidenen Umfange von 220 Seiten sein Buch „Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes“. Schon aus dem Inhalte dieser ersten Auflage ist ersichtlich, welche weiten, über den engeren Kreis der landläufigen Citate im gewöhnlichen Sinne erheblich hinausgehenden Grenzen Büchmann dem neuen, von

ihm geschaffenen sprachwissenschaftlichen Begriffe des „geflügelten Wortes“ zog. In der dreizehnten Auflage, der letzten von ihm herausgegebenen (1882) schrieb er:

„Die ganz willkürlich gewählte Benennung ‘Geflügelte Worte’, welche ich diesem Buche gab, ist allgültig geworden und über Deutschlands Grenzen hinausgedrungen. Es erschien 1871 in Holland unter dem Titel ‘Gevleugelde Woorden’ ein klägliches Machwerk, welches mich ausbeutete, ohne dass mein Name darin auch nur erwähnt wurde. Eine sehr erfreuliche, in der Anlage sich eng an mein Buch anschliessende, aber trotzdem selbständige dänische Bearbeitung des Stoffes hat 1878 Oscar Arlaud in Kopenhagen unter dem Titel ‘Bevingede Ord’ geliefert und die Citate der dänischen Sprache hinzugefügt. Im Jahre 1881 liess er ein ebenso lobenswertes Supplement erscheinen. Arvid Ahnfeld gab 1880 in Stockholm eine Citatensammlung unter dem Titel ‘Bevingade Ord’ heraus, zu welcher die meinige und Oscar Arlauds benutzt worden sind und welche ausserdem die schwedischen und finnischen Citate bringt*.)

Selbstverständlich lockte Büchmanns und seiner Mitarbeiter Bienenfleiss bis in die jüngste Zeit hinein manche litterarische Drohnen herbei, die ihren Plagiaten ein mehr oder minder schäbiges Mäntelchen umhingen, sich Wörter und Namen aus dem Büchmannschen Buchtitel aneigneten und die Ausbeutung so gründlich betrieben, dass sie sogar die Druckfehler mit übernahmen. Einen wesentlichen Abbruch konnten sie indessen dem Werke Büchmanns nicht thun, weil die gebildeten Kreise des deutschen Volkes eine feine Empfindung in Dingen des litterarischen Anstandes besitzen, und weil

*) Italien, Ungarn und Russland traten hinzu. „Chi l’ha detto?“ von Giuseppe Fumagalli, Mailand 1895; „Szájrol szájra“ (d. h. „von Mund zu Mund“) von Tóth Béla, Budapest 1895 und „Chodjačija i mőkija slova“ (d. h. „gangbare und treffende Worte“) von M. J. Michelson, 2. Aufl. St. Petersburg 1896. Übrigens war bereits 1869 ein zweiter englischer Citatenschatz erschienen: „Familiar Quotations“ von John Bartlett.

Büchmanns Werk in jeder neuen Auflage für sich selbst sprach.

Ausserdem, dass seine vortreffliche Arbeit den wohlverdienten Anklang in den weitesten Kreisen fand, wurde Georg Büchmann erfreut durch die Verleihung des Professortitels und des Ordens vom roten Adler.

Es war gut für ihn, dass er nun eine eigene Thätigkeit besass, welche ihn alle Unbilden des Lebens vergessen machte; denn, krankend an den Folgen eines schweren Sturzes, musste er sich im Jahre 1877 in den Ruhestand versetzen lassen. „Alle seine Schüler“, so heisst es in dem Programm der Gewerbeschule vom Jahre 1878, „bewahren der anregenden und bildenden Kraft seines Unterrichts und der persönlichen Wärme, die er ihnen entgegnetrug, das dankbarste und ehrenvollste Andenken; alle seine Kollegen zollen ihm ihre Hochachtung, viele verehren in ihm dankbar ihr Vorbild und Muster in ihrem amtlichen Wirken“.

Fortan lebte Georg Büchmann, gepflegt von seiner Gattin, der bekannten Malerin Helene Büchmann, der wir sein wohlgetroffenes Bildnis verdanken, das in einer Radierung von Hans Meyer unser Buch schmückt, ganz der Ausgestaltung seines Werkes, versenkt in das Studium der Weltliteratur und angeregt durch einen schliesslich über neunhundert Namen aufweisenden Briefwechsel.*)

Er hatte in der „Einleitung“ jeder Auflage um Zusätze und Berichtigungen gebeten, und ein solcher Appell an die Philologie findet in deutschen Herzen immer ein Echo. In der damals von Paul Lindau redigierten „Gegenwart“ vom 27. September 1879 sprach Georg Büchmann in dem Aufsatz „Sechshundert Korrespondenten“ seinen lebhaften Dank aus für den viel-

*) D. h. die überwiegende Zahl dieser Korrespondenten wandte sich Einmal an Büchmann, einige öfters; ein regerer Gedankenaustausch, wie z. B. mit dem Germanisten Robert Hein, konnte nur mit sehr wenigen stattfinden.

fältigen Nutzen, der seiner Sammlung aus solcher freiwilligen Mitarbeiterschaft erwachsen sei. Gegen Ende dieses Artikels heisst es:

„Geflügelte Worte“ sind vorhanden. Es war meine Pflicht, sie zu sammeln und ihren Quellen nachzuspüren. Die Frage, ob ihre Anwendung nützlich oder schädlich, zu empfehlen oder abzuraten sei, hatte ich mir nicht vorzulegen. Sie sind als eine Ergänzung des deutschen Wortvorrats und Wörterbuches zu betrachten. Das lesende Publikum zollt ihrer Sammlung einen Beifall, der mich erfreut und mich anspornt, die betretene Bahn nach Kräften zu erweitern und noch gangbarer zu machen“.

Bald nach dem Erscheinen der dreizehnten Auflage der „Geflügelten Worte“, vom Herbst des Jahres 1882 an, sah sich der leidende Autor genötigt, jeder ernststen Thätigkeit zu entsagen. Ein allmähliches Hinschwinden aller Lebenskräfte trat ein, und am 24. Februar 1884 gab ein erlösender Tod ihm die ewige Ruhe.

Sein Name wird unvergessen bleiben, so lange es auf Erden gebildete und gründliche Deutsche giebt.

Walter Robert-tornow wurde am 14. Juli 1852 auf Ruhnow in Hinterpommern geboren. Zeit seines Lebens blieb ihm das „Horizontgefühl“ seiner Jugend, wie er es nannte, lebendig, und immer von neuem ergriff ihn die Sehnsucht nach den „weissen, reinen“ Wolken des pommerschen Himmels, nach den rauschenden Buchenkronen und den hochwipfligen Fichten an den stillen, tiefen Landseen voll Wasserrosen, und nach den in duftigem Schimmer wogenden Getreidefeldern seiner vielverlästerten, hinterpommerschen Heimat. Leider war ihm das köstliche Erbteil des Pommernstammes, die derbe Leibesgesundheit, versagt. Nie empfand er seine körperliche Gebrechlichkeit schmerzlicher als im Jahre 1870.

Büchmann, Geflügelte Worte. 20. Aufl.

Während einer Kur auf Helgoland lernte der dreijährige Knabe spielend lesen, d. h. die Kunst, die er später und bis zum letzten Atemzuge als Handwerk betrieb. Die gehaltvolle Bücherei des Vaters, der nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in den Wissenschaften heimisch war, und die gesunde Luft eines wohlhabenden und hochgebildeten Elternhauses begünstigten die geistige Entwicklung des begabten Jünglings. Mit besonderer Vorliebe pflegte gerade er die künstlerischen Traditionen der Familie, der eine Rahel, die Gattin Varnhagens von Ense, und ihr Bruder, der Dichter Ludwig Robert, entsprossen waren. Sein Lehrer in Ruhnow und für immer sein Freund wurde der Philologe Dr. Isler, und die originelle Lebensanschauung dieses ausgezeichneten Mannes, bei dem sich Stoizismus und humorvolle Skepsis wundersam mischten, wirkte nachhaltig auf den Schüler ein. Aus den Epigrammen in Robert-tornows „Begleitbuch“ (Berlin 1888) sprechen verwandte Überzeugungen und Stimmungen.

Im Sommer 1870 bezog unser Freund die Berliner Universität, um philologische und kunsthistorische Vorlesungen zu hören. Am meisten zog ihn zunächst die klassische Philologie an, und er hatte bei gediegenen Kenntnissen und einem angeborenen Spürsinn das Zeug zum Philologen. Zum Abschlusse jahrelanger, aber oft unterbrochener Studien schrieb er eine lateinische Abhandlung „über die symbolische und mythologische Bedeutung der Bienen und des Honigs bei den Alten“, liess aber die Arbeit liegen und veröffentlichte sie erst volle achtzehn Jahre später.*)

Eine Zeit lang zeichnete er neben den Universitätsstudien auf der Berliner Kunstakademie, weil ein der Familie befreundeter Maler Portraittalent bei ihm

*) De apium mellisque apud veteres significatione et symbolica et mythologica. Berolini 1893. In das philologische Gebiet gehört ausserdem seine Herausgabe der 2. Auflage von Abels „deutschen Personennamen“, Berlin 1889.

entdeckt haben wollte. Diesen Versuch gab er bald auf; denn Neigung und Talent zogen ihn mächtig zur Poesie. Er übte und verstand die Kunst, Verse aller Art zu schmieden. Schon bei seiner Arbeit über die Bienen übertrug er für sich das 4. Buch von Virgils *Georgica* in deutsche Jamben, dann machte er sich daran, die Elegieen des Theognis in Reimen nachzudichten; Versuche aus dem Englischen schlossen sich später an, bis ihm zuletzt, am Ende seines Lebens, auf diesem Gebiete ein Meisterwerk gelang: die Übersetzung der „Gedichte des Michelangelo Buonarroti“, die erst nach seinem Tode erscheinen konnte (Berlin 1896).

Durch unausgesetzte Beschäftigung mit der deutschen Litteratur erwarb er sich eine aussergewöhnliche Belesenheit. Gute Bücher las er immer wieder und übte sein an sich starkes Gedächtnis durch Auswendiglernen. In Lessings Werken fühlte er sich zu Haus, so dass er getrost die 9. Auflage von Stahrs Biographie des Dichters besorgen konnte. Aber am vertrautesten von allen Dichtern war und blieb ihm Goethe, „sein Tröster, der, aus Sturm und Drang zur Weisheit gekommen, der Menschheit ein Meer von Schönheiten erschuf“. Auch Heine gehörte zu seinen Lieblingen, weil ihn dessen Schreibweise bezauberte und sein Schicksal rührte. Gern wandte er die Mahnung dieses Dichters: „Baue dein Hüttchen im Thal!“ auf sich selbst an. Schon der Umstand, dass Heine nach den Musikkatalogen der am häufigsten komponierte deutsche Lyriker sein soll, genügte ihm, um ihn zäh gegen alle Angriffe zu verteidigen. Die schöne Schrift „Goethe in Heines Werken“ (Berlin 1883) darf als die reife Frucht seiner liebsten Studien bezeichnet werden.

Unter den deutschen Prosaikern standen die tiefinnerlichen Humoristen seinem Herzen am nächsten. Scherrs „Michel“, Kellers „Grüner Heinrich“, Vischers „Auch Einer“, Roseggers „Waldschulmeister“ und Reuters „Stromtid“ waren ihm unentbehrliche Bücher, am unentbehrlichsten der grüne Heinrich.

Im Februar 1877 trat Robert=tornow noch von Pommern aus in nähere Beziehungen zu Büchmann und den „Geflügelten Worten“. Damals begann er dem Verfasser Stoff zuzusenden; beide wechselten dann während dreier Jahre in steigendem Einverständnisse Briefe und wurden endlich Freunde, als Robert=tornow i. J. 1880 mit seinen Eltern nach Berlin übersiedelte*). Vier Jahre später starb Büchmann, aber er hatte sein Werk bereits ganz in die Hände des Freundes gelegt. Auch hätte er keinen passenderen Nachfolger finden können; denn Belesenheit und Gedächtniskraft, Sprachgefühl und Geschmack, Arbeitslust und Musse, alles fand sich zusammen, um diesen für das verantwortungsvolle Amt geschickt zu machen.

Wie der Ährenleser dem Schnitter, so folgte Robert=tornow Büchmann nach und sammelte mit demselben Fleisse, den er an seinem Vorgänger neidlos pries. Stillschweigend besserte er das Vorhandene und führte die schon von Büchmann angestrebte chronologische Anordnung des Stoffes innerhalb der einzelnen Kapitel durch. Das reizvolle Kapitel „Geflügelte Worte aus Sagen und Volksmärchen“ ist sein Werk; im ganzen buchte er 730 neue Citate und Ausdrücke. Ausserdem arbeitete er ein umfangreiches, durch die Fülle der Schlagwörter nahezu untrügliches Register aus, um die Benutzung des Buches so bequem wie möglich zu machen. Endlich gelang ihm, was dem verdienstvollen Begründer trotz aller Mühe nicht hatte gelingen wollen, nämlich eine feste Definition für den Begriff eines geflügelten Wortes in sprachwissenschaftlichem Sinne, die genau mit Büchmanns Absichten übereinstimmt (s. Einleitung). Genug, er sparte keine Mühe, um das schöne Buch auf der Höhe zu erhalten. Es wurde ein Stück auch

*) In das Haus seines verstorbenen Onkels Ferdinand Robert=tornow. Er schilderte das originelle Heim dieses seiner Zeit berühmten Sammlers und Kunstkenners in einer formvollendeten Monographie. Vgl. Deutsche Rundschau XVII, Dezember 1890.

seines Lebens und beeinflusste seinen eigenen Stil in Poesie und Prosa. Er dichtete am liebsten und besten in der Epigrammform und verwuchs mit den geliebten „Geflügelten Worten“ so innig, dass er in der Todesstunde nur in Citaten sprach.

Wenn bei einem Buche wie diesem der Erfolg als Massstab für seinen Wert gelten darf, so erkannte die gebildete Welt Robert=tornows Weiterarbeit willig an. Denn während bis zu Büchmanns Tode 13 Auflagen und 57 000 Exemplare der „Geflügelten Worte“ verbreitet waren, erlebte Robert=tornow die Freude und gerechte Genugthuung, mit der 18. Auflage das hundertste Tausend zu erreichen.

Seit dem Jahre 1888 lebte er als Bibliothekar des Königlichen Hauses in einem heimlichen und anheimelnden Winkel des alten Hohenzollernschlosses. Gehört Einsamkeit zur Vertiefung und dient Geselligkeit als bestes Gegengift gegen Vergrübeln, ist also Abwechselung in beidem das Beste, so führte er hier ein beneidenswertes Dasein. Hinter diesen gewaltigen Mauern, welche Stille! Hier hauste er wie ein Zauberer im Märchen. Aber wer ihn suchte und zu finden wusste, der traf ihn stets aufgeräumt und immer hilfsbereit. Seine Zelle öffnete sich für alle ehrlichen Seelen. Allen war er da Etwas, gar manchem Viel, jedem aber etwas Besonderes. Er verstand sich auf Menschenschicksale. Denn auch in seinem Herzen hatten Leidenschaften getobt, auch um seine Seele hatten dunkle Gewalten gestritten: er aber hatte sich in selbsterlebten Liedern frei gesungen und sich zum Siege, zum echten Lebenshumor durchgekämpft. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass er dankbar die steigende Anerkennung und Gunst des Hofes empfand und sich über die äusseren Ehrungen, die ihm zu teil wurden, herzlich freute.

Ward es ihm in der Stadt zu eng und zu laut, so flüchtete er hinaus in den Frieden der Wälder, oder an die See und nach Helgoland, seiner „Insel der

Seligen“, oder pilgerte zusammen mit Herman Grimm in die Tiroler Berge. Ein Besuch Pommerns schloss gewöhnlich solche Reisen ab.

Obwohl längst mit dem Gedanken an einen frühen Tod vertraut, suchte und verstand er als echter Lebenskünstler es doch, sein Dasein auszuspinnen, bis ihn der Tod auf Helgoland am 17. September 1895 überraschte.

Walter Robertstornow wird seinen bescheidenen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte erhalten. Eine stets schwankende Gesundheit und übertrieben peinliche Selbstkritik schwächten seine Schaffenskraft. Auch scheute er die Öffentlichkeit je länger je mehr, obwohl er mit gespannter Aufmerksamkeit den Kampf der Geister verfolgte. Er liebte die Arbeit in der Stille; seine Stärke war die Treue und Sauberkeit im Kleinen, „in tenui labor“, und hierin hat er Grosses für die „Geflügelten Worte“ geleistet. Durch sie wird die Arbeit seines Lebens Früchte tragen und sein Gedächtnis dauernd fortleben.
